

Aus: Bucher, Hans Jürgen / Altmeyen, Klaus-Dieter (Eds.): 2003: Qualität im Journalismus. Grundlagen - Dimensionen - Praxismodelle. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag: 11-34.

Journalistische Qualität und Theorien des Journalismus

HANS-JÜRGEN BUCHER

1. Zur Unabschließbarkeit der Debatte über journalistische Qualität

Zwischen der Heftigkeit und der Häufigkeit, mit der medienkritische Debatten in der Öffentlichkeit geführt werden und der Klärung der medien- und kommunikationswissenschaftlichen Grundlagen dieser Debatten hat lange Zeit ein auffallender Widerspruch bestanden. Dieser ist umso erstaunlicher, als Diskussionen um die normativen Grundlagen des Journalismus die gesamte Geschichte der Massenmedien begleiten (vgl. dazu den Beitrag von Wilke in diesem Band). Auch wenn sich in den letzten Jahren die Forschungslage zu Fragen der journalistischen Qualität erheblich verbessert hat (als Überblick: Bonfadelli 2002, Kap. 4), so sind doch Ansätze, die Kategorie „journalistische Qualität“ in eine Theorie des Journalismus einzubauen, eher die Ausnahme geblieben. Klagen darüber sind mit derselben Regelmäßigkeit zu hören (Fabris 1997; Held/Russ-Mohl 2000; Boverter 1992; Saxer 2000), mit der Debatten über Medienqualität aufbrechen. Für dieses Theoriedefizit in Fragen der Qualität und Bewertung lassen sich eine ganz Reihe von Ursachen ausmachen. Als erste wäre das Wertfreiheitspostulat zu nennen, das ausgehend von Max Weber, auch das Selbstverständnis einer positivistischen, empirisch-orientierten Wissenschaft prägte, der sich die Publizistik und Journalismusforschung lange Zeit verpflichtet fühlte. Wenn, wie Max Weber es formuliert, „eine empirische Wissenschaft niemanden zu lehren vermag, was er soll, sondern nur, was er kann und unter Umständen – was er will“, so ist aus einer so verstandenen Wissenschaft auch keine Orientierungshilfe für Qualitätsentscheidungen zu erwarten. Gerade die Kommunikationswissenschaft der Bundesrepublik mit ihrem lange Zeit am US-amerikanischen Empirismus ausgerichteten Selbstverständnis wies ein Defizit auf, das Boverter als „Vernachlässigung der geisteswissenschaftlichen Komponente“ zu charakterisieren versuchte (Boverter 1992, 158). Wenn mit der Intensivierung einer Qualitätsdiskussion „ein weiterer Ideologisierungsschub“ befürchtet wird (Saxer 1997, 47), so ist das ein Reflex auf den Skeptizismus einer empirisch-analytischen Kommunikationswissenschaft gegenüber der wissenschaftlichen Behandlung von Qualitäts-, Norm- und Bewertungsfragen.

Ein weiterer Grund für die Qualitätslücke in einer Journalismustheorie liegt natürlich an der inhomogenen theoretischen Gemengelage des Forschungsfeldes „Journalismus“ selbst. Solange systemtheoretische, konstruktivistische, funktionale, handlungstheoretische oder akteursorientierte Ansätze konkurrieren (zur Übersicht: Löffelholz 2000) bleibt auch umstritten, welche Relevanz der Qualitätsaspekt in einer Journalismus-Theorie hat und wo er zu verorten ist. Spannungsfelder gibt es aber nicht nur zwischen verschiedenen Theorieansätzen, sondern auch in der Ausrichtung der Journalismusforschung insgesamt: so wird eine anwendungsorientierte Journalismusforschung andere Lösungen der Qualitätsproblematik anstreben als eine grundlagentheoretische (als Übersicht vgl. Fabris 2000). Auch das Spannungsfeld zwischen verschiedenen Typen der Normbegründungen macht die Debatte über journalistische Qualität komplex. So könnte man auf der einen Seite die deontologischen Ansätze mit ihrer normativen Kasusistik positionieren – deutlich erkennbar in den diversen Kodizes – auf der anderen Seite die teleologischen, utilitaristischen oder funktionalen Positionen, denen zu folge Normen einen praktischen Sinn haben müssen.

Gründe für die derzeitige Forschungslage liegen aber auch im Qualitätsbegriff selbst, dessen Komplexität ein wesentlicher Faktor für die Unabgeschlossenheit der wissenschaftlichen Fundierung darstellt.

1. Qualitäten sind keine Eigenschaften der Gegenstände denen sie zugesprochen werden, sondern Beobachterkonstrukte. Daraus folgt: Jeder Beobachter fällt zunächst sein eigenes Qualitätsurteil auf der Basis seiner Position, seiner Perspektive, seiner Interessen und seiner Standards. Dementsprechend ist die Perspektive der Medienmacher von der Perspektive der Rezipienten zu unterscheiden (vgl. Bucher 2000b). Der soziale Abgleich zwischen den verschiedenen Beobachterperspektiven ist nur kommunikativ zu erzielen. Darin liegt auch der Sinn von Qualitätsdebatten und öffentlich geäußelter Medienkritik. Beides dient der normativen Selbstvergewisserung einer Mediengesellschaft. Typologisiert man die verschiedenen Beobachterpositionen so lassen sich folgende „Arenen“ (Bonfadelli 2002, 113) oder Qualitätsdiskurse unterscheiden (vgl. dazu Saxer 2000, 189/199):

Der Diskurs der *Repräsentanten des Rechtssystems*, der zum einen eine bestimmte Mindestqualität von Journalismus sichern soll, zum anderen aber auch der Einhaltung allgemeiner Rechtsgüter, beispielsweise des Persönlichkeitsschutzes, dient. Der Diskurs von *Medienpraktikern* zielt auf Qualitätskontrolle und -sicherung gemäß den berufs-professionellen Standards. Er dient der Positionierung im medialen Wettbewerb, aber auch der Legitimierung der entsprechenden journalistischen Leistungen – ein Aspekt, der beispielsweise in den regelmäßigen Debatten um die Fernsehgebühren eine zentrale Rolle spielt (vgl. dazu den Beitrag von Michael Buß). Im Qualitäts-Diskurs der *medienexternen Repräsentanten*

werden die Leistungen des Journalismus im Lichte gruppenspezifischer Interessen beurteilt, beispielsweise aus der Sicht (partei)politischer, kirchlicher, gewerkschaftlicher oder verbandsspezifischer Perspektiven. Die Beurteilungsprinzipien sind in diesem Diskurs eher strategischer Art. Der Diskurs der *medienexternen Experten*, beispielsweise der Wissenschaft, der auf eine Integration der Qualitätsproblematik in eine entsprechende Gesamtheorie abzielt. Es besteht aber auch ein Diskurs des *Medienpublikums*, in dem Qualitätsurteile für Nutzungsempfehlungen, Einordnungen der eigenen Medienrezeption und der Abklärung von Qualitätsstandards eingesetzt werden. Medial verbreitete Medienkritik wäre ebenfalls unter diesen Diskurstyp zu subsumieren. (vgl. dazu Abschnitt 4 und den Beitrag von Susanne Fengler in diesem Band).

2. Ein zweiter Grund für die Komplexität der Qualitätsdebatte liegt in der Vielfalt der möglichen Bezugsaspekte. Qualitätsurteile können auf ganz unterschiedliche Aspekte der Medienkommunikation Bezug nehmen: im Falle des Journalismus auf die Produkte, ihre gattungsspezifische Realisierung, ihre möglichen Folgen in ganz verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, ihre Vorgeschichte, beispielsweise die Recherche, die Kosten, die Reichweite, die Strukturen einer Redaktion eines Verlages, einer Anstalt, die Kompetenz und die Ausbildung der Akteure. Diese Aspekte sind nicht unabhängig voneinander und eröffnen jeweils neue Beurteilungsdimensionen. Ein Teil der Schwierigkeiten, Klärungen über journalistische Qualität herbeizuführen, besteht genau darin, dass umstritten sein kann, was der jeweils relevante Aspekt ist.

3. Qualitätsdebatten werden auch dadurch komplex, dass konfligierende Prinzipien, Maßstäbe, Normen, Regelungen ins Spiel kommen: Maßstäbe aus den Bereichen des Medienrechts, des Persönlichkeitsschutzes, weltanschauliche und religiöse Prinzipien, Handwerks- und How-to-do-Regeln, redaktionsspezifische Vereinbarungen oder medienethische Grundsätze. Was handwerklich gefordert sein kann, beispielsweise die Veröffentlichung einer recherchierten Information, kann unter Umständen gegen den Persönlichkeitsschutz verstoßen oder den Informantenschutz tangieren. Aber auch der Doppelcharakter der Medien, einerseits auf Profit ausgerichtetes Wirtschaftsunternehmen zu sein, andererseits eine Institution für die Erledigung öffentlicher Aufgaben, führt zu Konflikten, nach welchen Prinzipien Journalismus beurteilt werden soll. Während Weischenberg von einer Unversöhnlichkeit zwischen einer publizistischen und einer ökonomischen Rationalität ausgeht (1998, 220) versucht Karmasin die Möglichkeit eines Interessenausgleiches durch ein Stakeholder-Modell zu begründen, bei dem die Interaktion des Medienunternehmens mit der Umwelt als „institutionalisierte Fremdreferenz“ (Karmasin 2000, 205) einen für alle Beteiligten transparenten Ausgleich der konfligierenden Prinzipien sicherstellen soll.

Qualitätsdebatten zeichnen sich dadurch aus, dass als Qualitätsstandards prinzipiell alle diese verschiedenen Normierungsdimensionen in Frage kommen. Dies hat zur Folge, dass Qualitätsurteile von einer entsprechenden Hierarchisierung der Beurteilungsgrundlagen abhängen können. So wird die externe Beurteilung der Berichterstattung einer Zeitung in der Irakkrise von 2003 mit anderen Standards operieren – beispielsweise ethischen Standards des Pazifismus – als eine intern-journalistische Beurteilung. Für eine theoretische Klärung bedeutet das, dass ausgehend von der Struktur von Qualitätsurteilen zunächst kein qualitativer Unterschied zwischen den Beurteilungsgrundlagen gemacht werden kann: Die bewertungslogische Funktion von handwerklichen Standards, medienethischen Grundsätzen oder Mediengesetzen ist im Rahmen einer Begründung von Qualitätsurteilen identisch.

4. Eine weitere Quelle für die Komplexität von Qualitätsdebatten ist die Differenz zwischen Qualitätsstandards und ihrer Anwendung auf die Medienkommunikation. Selbst bei Übereinstimmung in den Standards ist nicht gewährleistet, dass Qualitätsurteile gleich ausfallen. Denn die Basis einer Beurteilung sind jeweils bestimmte Sichtweisen, bestimmte Deutungen des entsprechenden Ausschnitts aus der Medienkommunikation, die durchaus differieren können. Der Streit um die Evaluierungen von Medienleistungen auf der Basis von Inhaltsanalysen setzt genau an dieser Stelle an: die Angemessenheit der Erfassung des Gegenstandes mit inhaltsanalytischen Mitteln wird angezweifelt. Dieselbe Argumentationsstruktur ist typisch für Debatten zwischen Wissenschaftlern und Praktikern.

5. Qualität hat auch eine dynamische Dimension: Sie muss nicht nur einmalig bestimmt oder nachgewiesen, sondern sie muss auch gesichert werden. Insofern wird das Feld für eine theoretische Klärung der journalistischen Qualität auch dadurch weit, dass es institutionelle Strukturen für die Qualitätssicherung umfasst. Die Ausdifferenzierung von Infrastruktur-Faktoren (Ruß-Mohl 1994) oder die Ansätze zum Total Quality Management (vgl. den Beitrag Wyss in diesem Band) demonstrieren die Relevanz und Fruchtbarkeit dieser Gebietserweiterung.

Die Ausführungen zur Komplexität des Forschungsgegenstandes „Journalistische Qualität“ lassen sich nutzen, um ein Anforderungsprofil für eine theoretische Klärung der Qualitätsproblematik zu erstellen. Sie müsste dementsprechend folgende Theoriefelder umfassen:

- Die Formulierung der journalistischen Qualitätsstandards, und -kriterien (normative Dimension).
- Die argumentative Begründung von Qualitätsstandards (ethische Dimension).
- Die fallbezogene Anwendung von Qualitätsstandards (die Medienkritik).

- Die strukturbezogene Anwendung von Qualitätsstandards (die Qualitätssicherung).
- Die Integration der Qualitätsdimension in eine Theorie des Journalismus (die theoretische Dimension).

In dem hier vorgelegte Sammelband sind diese Dimensionen berücksichtigt, wie im Abschnitt 5 dieses Beitrags gezeigt wird.

2. Theorien des Journalismus und Theorien der Qualität

Auf dem Hintergrund der von Scholl/Weischenberg (1998, 27) verwendeten Typologisierung der Journalismustheorien in „Journalismus als Addition von Personen, Journalismus als Addition von Berufsrollen und Journalismus als Ergebnis von Kommunikationsprozessen“ lässt sich demonstrieren, wie das jeweils zugrunde gelegte Modell von Journalismus auch die Qualitätsstandards und deren Begründungen bestimmt.

2.1. Akteursorientierte Bestimmungen journalistischer Qualität

Eine personen- oder akteurszentrierte Sichtweise macht Qualität zum Resultat des individuellen Könnens und Wollens. Qualitätsstandards sind dementsprechend Bestandteil einer Individualmoral oder -ethik. So heißt es beispielsweise bei Friedrich Sallet: „Was muss von einem Publicisten notwendig verlangt werden, wenn derselbe seinen Beruf wahrhaft entsprechen soll? Die Antwort auf diese Frage ist kurz zu geben. Auf ihre einfachste Formel zurückgeführt, lautet sie: philosophische Bildung und practischer Tact“ (Sallet 1884, 572). Diese Sollvorgaben für Journalisten haben zunächst überhaupt nichts Journalistisches sondern verbleiben auf der Ebene allgemeiner Kompetenzanforderungen für intellektuelle Tätigkeiten. Man fühlt sich an Theo Sommers Diktum erinnert, der eine journalistische Ethik für verzichtbar hält, solange Journalisten sich wie anständige, integre Menschen benehmen (vgl. Weischenberg 1992a, 181). Bei genauerer Betrachtung der Sollvorgaben Sallets enthüllen sich jedoch einige journalistische Implikationen: „Practischer Tact“ würde heute als Adressatenorientierung bezeichnet. Die Begründung, die Sallet für diese journalistische Qualitätsdimension anführt macht deutlich, dass bereits bei der Begründung akteursorientierten Handlungsnormen Rollen und Funktionen vorausgesetzt werden. Die Kriterien für „Tact“ sind nämlich „Popularität“, „Verständlichkeit“, „Genießbarkeit“, „richtige Wahl des Gegenstandes“ und sie werden über eine didaktische Funktion des Journalismus begründet: „Die hauptsächliche Aufgabe der Publizistik ist es, das Volk in politischen Dingen zu *unterrichten*, zu politischem Sinne zu *erziehen*“ (Sallet 1884, 577, Hervorhebungen im Original). Ak-

teursorientierte Normierungen liegen auch dem Pressekodex des Deutschen Presserates zugrunde, auch wenn als handelndes Subjekt „die Presse“ angegeben ist. Die Affinität eines akteurorientierten Qualitätsbegriffs zum Typus einer deontologischen Ethik ist insofern besonders hoch, als das Fehlen eines nicht-subjektiven Bezugspunktes die Setzung letztgültiger, metaphysischer Standards, Normen und Maßstäbe erforderlich macht.

Akteursorientierte Qualitätszuschreibungen sind aus der Evaluierungspraxis des Journalismus nicht wegzudenken – was im Übrigen die Verleihungen der diversen Journalistenpreise ebenso belegen wie die Kritik oder sogar juristische Verurteilung einzelner Journalisten. Für eine journalistische Ethik ist der Begriff des Individuums sogar konstitutiv, denn nur Individuen können Verantwortung übernehmen. Ohne den Begriff der Verantwortung aber lässt sich eine Ethik überhaupt nicht formulieren, da nur selbstbestimmtes Handeln eine ethische Beurteilung erlaubt. Dieser Sachverhalt darf allerdings nicht verabsolutiert werden, denn ein personenzentrierter Journalismusbegriff, der Qualität individuelle ethisch zu bestimmen versucht, würde gerade den institutionellen Rahmen journalistischen Handelns ausblenden und damit eine theoriegeleitete Klärung von Qualitätsfragen verhindern (vgl. dazu Rühl 1980, 260-272; Karmasin 2000, 205f.).

2.2. Rollenorientierte Bestimmungen journalistischer Qualität

Der institutionelle Aspekt journalistischer Qualität gerät ins Blickfeld, wenn man die für Journalismus konstitutiven Rollen als Bezugspunkt der normativen Grundlagen heranzieht. Was eine gute Chefredakteurin, einen guten Reporter, eine gute Leitartiklerin, einen guten Chef vom Dienst ausmacht, ist nur bestimmbar in Bezug auf die Funktion der entsprechenden Rolle, nicht aber im Hinblick auf persönliche Vorzüge und Leistungen der entsprechenden Individuen. Was gut gemeint ist, kann, als Ausübung einer institutionalisierten Rolle verstanden, durchaus schlecht gemacht sein. Zum Verständnis von Qualitätsproblemen ist die Berücksichtigung des Doppelcharakters des Rollenbegriffs äußerst hilfreich: Rollen sind zum einen aus der institutionellen Perspektive ein „Komplex von Verhaltensweisen“ (Rühl 1980, 63) oder „ein Bündel obligatorischer Tätigkeiten“ (Goffman 1973, 97). Rollen stecken „Kommunikationsräume für Journalismus ab, in denen sich journalistisches Handeln alternativ und variabel vollziehen kann“ (Rühl 1980, 272). Zum anderen sind Rollen aus der Beobachterperspektive „generalisierte Kommunikationserwartungen“ (Rühl 1980, 274), also Handlungsmuster, die die Grundlage für rollenspezifische Qualitätsurteile bilden. In den Begriff der Rolle ist der Begriff der Werte und der Beurteilungsstandards gewissermaßen schon eingebaut: ohne zu wissen, was es

heißt, eine Rolle – beispielsweise die Rolle eines Hörfunkmoderators – gut oder schlecht auszufüllen, kann der Beobachter überhaupt kein Verständnis dieser spezifischen Tätigkeit aufbauen, den Rollenhandelnden selbst würde im Falle alternativer Handlungsmöglichkeit kein Entscheidungskriterium zur Verfügung stehen. So rudimentär die Qualitätsurteils-Kompetenz auch ausgebildet sein mag, sie ist jedenfalls für ein Verständnis des entsprechenden Handlungssystems – in diesem Falle des Journalismus – konstitutiv. Es sind drei spezifische Eigenschaften von Rollen, die zu einem Verständnis des Journalismus und damit der Qualitätsurteile über ihn beitragen können: Rollen sind *komplementär/relational*, Rollen haben eine *holistische* Implikation und Rollen können *additiv* ausgeübt werden. Die Rolle des Reporters definiert sich im amerikanischen Journalismus beispielsweise relational zu der des „Editors“, was im traditionellen europäischen Journalismus in dieser Weise nicht der Fall ist. Rollen sind insofern eingebettet in ein Rollensystem, oder – in der Goffmanschen Terminologie: „Rollen sind Reaktionen von Individuen in einer besonderen Position“ (Goffman 1973, 104).

Die holistische Implikation des Rollenbegriffs kommt darin zum Ausdruck, dass Rollen ihrerseits nur bestimmbar sind durch Bezugnahme auf größere Einheiten: „Die Rollenanalyse beginnt damit, dass sie sich auf das Schema, das System konzentriert, das sich aus der Differenzierung und Integrierung von Rollen ergibt“ (Goffman 1973, 101; vgl. auch Rühl 1980, 67). Eine Begründung der Qualitätsstandards zur Ausübung einer Rolle muss deshalb auch auf die Einbettung einer Rolle in das „Schema“ oder „System“ Bezug nehmen, was auf eine funktionale Begründung hinausläuft.

Ein und dieselbe Person kann unterschiedliche Rollen ausüben, beispielsweise Chefredakteurin, Leitartikelschreiberin und Vertreterin eines bestimmten Blattes sein oder aber Sportkommentator einer Zeitung, Präsident eines Sportvereins und Sportfunktionär. In solchen Additionen von Rollen liegen die Wurzeln für Konflikte zwischen Normen und Standards: Wer ein ausgewogener Sportkommentator sein will, kann das nicht, wenn er die Interessen des eigenen Vereines zur obersten Leitlinie macht. Zum Verständnis von Qualitätsurteilen über Journalismus tragen der relationale, der additive und der holistische Aspekt des Rollenbegriffs insofern bei, als damit gezeigt wird, dass journalistische Leistungen zu spezifizieren sind, dass Leistungen für Qualitätsurteile in einem größeren Funktionszusammenhang zu betrachten sind, und dass bei der Leistungsbeurteilung konfligierende Prinzipien aus unterschiedlichen Rollenkontexten aufeinandertreffen können. Die Komplexität des Rollenbegriffs ist dementsprechend ein Spiegel der Komplexität von Qualitätsurteilen über Aktivitäten in institutionalisierten Handlungssystemen.

2.3. Systemorientierte Bestimmungen der journalistischen Qualität

Versteht man Journalismus als System, das sich „autopoetisch“ selbst steuert und das eine spezifische Funktion erfüllt, die es von anderen Systemen unterscheidet, dann lassen sich Standards, Normen, Qualitätskriterien als Teil der Steuerungsinstanzen auffassen, die die Stabilität und Integration des Systems sowie seine Abstimmung – die „strukturelle Kopplung“ – mit anderen Systemen sicherstellen (vgl. Weischenberg 1992b, 512-514). Zentraler Referenzpunkt für journalistische Qualität innerhalb eines systemischen Paradigmas ist deshalb die Basisfunktion des Systems Journalismus selbst. Hierzu sind verschiedene Vorschläge gemacht worden: „Die Funktion der Massenmedien besteht darin, dass sie ein Hintergrundwissen bereit stellen und jeweils fortschreiben, von dem man in der Kommunikation ausgehen kann“ (Luhmann 1995, 49). Oder: „Die Funktion der Massenmedien liegt (..) im Dirigieren der Selbstbeobachtung des Gesellschaftssystems“ (Luhmann 1996, 173). Rühl sieht die „Primärfunktion“ des Journalismus „in der Ausrichtung auf die Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation“ (Rühl, 1980, 322/3). Die folgende Funktionsbeschreibung, die eine Erweiterung der Beschreibung von Rühl darstellt, zeigt, dass eine Beschreibung der Leistungen des Systems Journalismus bereits normative Grundlagen voraussetzt: Vom Journalismus „werden Themen für die Medienkommunikation zur Verfügung gestellt, die Neuigkeitswert und Faktizität besitzen, und zwar insofern, als sie an sozial verbindliche Wirklichkeitsmodelle und ihre Referenzmechanismen gebunden sind“ (Weischenberg 1995, 97). Normative Vorgaben für die Erfüllung der Systemleistungen sind hier Qualitäten der Medienkommunikation wie „Neuigkeitswert“, „Faktizität“, „Anschlussfähigkeit“ und „Nachvollziehbarkeit“. Damit sind Standards genannt, denen zufolge Systemleistungen besser oder schlechter umgesetzt werden.

Diese Kopplung von Funktionsbeschreibungen und Qualitätsstandards wirft allerdings zwei Fragen auf: Erstens: Wie lassen sich Qualitätsstandards in der Art der genannten begründen? Und zweitens: Wie können diese Standards für konkrete Qualitätszuweisungen operationalisiert werden, also was an der Medienkommunikation indiziert „Neuigkeitswert“ oder „Anschlussfähigkeit“? Ohne Antworten auf diese Fragen würde der teleologische Ansatz der Norm- und Wertebegründung einer systemtheoretischen Position in eine deontologische mit normativen Setzungen umschlagen. Eine systemtheoretische Begründung von Qualität muss dementsprechend zwei Dimensionen aufweisen: Sie muss Qualitätsstandards auf die Grundfunktionen des Journalismus zurückführen und sie muss zeigen können, in welcher Weise die so gewonnenen Qualitäten mit den bereits etablierten Standards journalistischer Professionalität zusammenhängen.

Die Annahme der operationalen Geschlossenheit von Systemen, also auch des Journalismus, hat zwei Konsequenzen für die Klärung dieser Fragen. Selbstorganisation und Selbstreferenz als Konstituenten der operationalen Geschlossenheit bedeuten für die Begründung von Qualitäten, dass diese nur innerhalb der Grenzen des Systems Journalismus bestimmbar sind, also Begründungszüge auf andere Systeme wie Politik, Wissenschaft oder Religion, ausgeschlossen sind. „Journalismus bezieht sich bis zu einem gewissen Grad nur auf Journalismus. Zirkularität ist die Grundlogik eines solchen Systems, und die ist prinzipiell unauflösbar“ (Weischenberg 1998, 234). Hermann Boverter, der nicht gerade im Verdacht steht, einer funktionalen Ethik oder einer Systemtheorie anzuhängen, hat einen ähnlichen, journalismus-internen Begründungsvorschlag gemacht: „Sollensvorstellungen sind nicht freischwebend, sondern in der Sache begründet. Die Ethik steckt gewissermaßen in der Sache die Journalismus heißt und dort ist sie herauszuholen“ (Boverter 1988, 181).

Eine zweite Konsequenz der Annahme der operationalen Geschlossenheit ergibt sich aus der damit verbundenen konstruktivistischen Implikation: Journalismus ist keine Vermittlungsinstanz zu einer Realität an sich, sondern was als Realität zählt, wird durch Journalismus konstituiert. Dementsprechend sind in Luhmanns Formulierungen des Buchtitels „Die Realität der Massenmedien“ letztere sowohl als Genitivus obiectivus als auch als Genitivus subiectivus zu verstehen. Objektivistische Standards einer naturalistisch-referentiellen Erkenntnistheorie werden dadurch obsolet und müssen in einen neuen „konstruktivistischen“ Bezugsrahmen gestellt werden. Als Gegenstand der Evaluierung journalistischer Leistungen gilt nicht mehr der Übereinstimmungsgrad mit einer objektiv gegebenen Realität, sondern die Qualität der Prozesse und Verfahren, mit denen Medienrealitäten erzeugt werden. Objektivität beispielsweise wird aus dieser Perspektive nicht naturalistisch sondern operational definiert als „strategisches Ritual“, dessen prozedurale Abwicklung die Rechtfertigung für ein Objektivitätsurteil bildet (vgl. dazu Tuchman 1972, insbes. 677).

Auf die Schwierigkeit, ethische und normative Vorgaben unter einer systemtheoretischen Perspektive zu verankern, ist immer wieder hingewiesen worden (vgl. Saxer 1992; Weischenberg 1992b; Thomaß 2000; Baum/Scholl 2000; Leschke 2002). Die Systemgebundenheit jeder Beobachtung, das damit verbundene Fehlen einer „Royal over looking Position“ (Wehner 2000, 114), die unabgeschlossene Rekursivität von Beobachtungen höherer Ordnungen, die nicht zu schließende Differenz zwischen Normen oder Standards einerseits und ihren fallbezogenen Anwendungen andererseits verschließen die theoretische Möglichkeit einer absoluten Setzung von Geltungsansprüchen. Die an Rühl/Saxer (1981) und an Weischenberg (1994) geäußerte Kritik setzt an dieser Stelle an: Ganz egal ob „wechselseitige Achtbarkeit“ (Rühl/Saxer 1981, 488) oder „verant-

wortlicher Umgang mit der Wirklichkeit“ (Weischenberg 1994, 453), „Vernunft, Freiheit, Wissen, Mündigkeit“ (Weischenberg 1994, 451) als Richtwerte gesetzt werden, theoretisch konsistent begründbar innerhalb eines systemischen Paradigmas sind solche Setzungen nicht. Normierungen dieser Art führen in einen infiniten Regress, denn gesetzte Normen sind nur durch weitere Normen begründbar. Normbegründungen innerhalb eines systemischen Paradigmas erfordern eine komplexere Argumentationsweise, die mit der Autopoiesis ernst macht und Normierungen im Sinne einer Selbststeuerung des Systems Journalismus modelliert.

3. Zur Begründung von Normen, Werten, Qualitätsstandards: ein transzendentales Modell

Innerhalb der Systemtheorie sind theoretisch aussichtsreiche Argumentationsmuster für die Legitimierung normativer Geltungsansprüche erkennbar, die man als *transzendental* charakterisieren kann. Das heißt: Geltungsansprüche werden begrifflich aus den zentralen Kategorien der Systemtheorie abgeleitet, indem die Theorie auf sich selbst angewendet wird. In Anlehnung an Krippendorff entwickeln beispielsweise Baum/Scholl aus der konstruktivistischen Logik der Selbstreferenz den Wert der „ethischen Reflexivität“, als „Imperativ, sich selbst zum Bestandteil einer Konstruktion zu machen“ (Baum/Scholl 2000, 92) oder ein „Toleranzgebot“, das aus der nicht-hintergehbaren Relativität von Wirklichkeitskonstruktionen abgeleitet wird. Der Konstruktionscharakter von Realitätsdarstellungen wird hier genutzt, um die normativen Anforderungen der Selbstreflexivität und der Toleranz gegenüber alternativen Konstruktionen als sine qua non-Bedingungen für Realitätsdarstellungen überhaupt zu begründen. Transzendental – in nachkantischen Sinne – ist ein solches Argumentationsmuster insofern, als die entsprechenden Werte als Bedingungen der Möglichkeit von Konstruktionen und deren sozialer Abgleich eingeführt werden (vgl. dazu Ritter 1972). In analoger transzendentaler Weise begründet Luhmann kommunikationsethische Prinzipien: Die Kontingenz der Kommunikation hat zur Folge, dass das Misslingen der Verständigung als „Universalproblem“ immer präsent ist. Die Einhaltung kommunikationsethischer Prinzipien ist deshalb konstitutive Bedingung für die Möglichkeit der Kommunikation überhaupt. Als gemeinsam geteilte kontrafaktische Unterstellung – alle Kommunikationspartner nehmen von einander an, dass sie sich an die Prinzipien halten – reduzieren kommunikative Prinzipien so die Komplexität unkalkulierbarer Kommunikationsverläufe (vgl. dazu Bucher 2000a).

„Mit der Ausdifferenzierung einer Gesellschaft, die Sprache benutzt und Zeichen verwendet, entsteht das Problem des Irrtums und der Täuschung, des unabsichtlichen und des absichtli-

chen Missbrauchs der Zeichen. Dabei geht es nicht um die Möglichkeit, dass die Kommunikation gelegentlich missglückt, in die Irre geht oder auf einen Irrweg geführt wird. Vielmehr ist dieses Problem, da dies jederzeit passieren kann, jederzeit präsent – eine Art Universalproblem (...). Mit Bezug auf dieses Problem kann man verstehen, dass die Gesellschaft Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und dergleichen moralisch prämiiert und im Kommunikationsprozess auf Vertrauen angewiesen ist“ (Luhmann 1997, 225).

Mit den Kategorien Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Vertrauen rückt das individuelle Handeln in den Fokus der Klärung von Fragen der Kommunikationsqualität. Im Folgenden soll deshalb das transzendente Argumentationsmuster auf einer handlungstheoretischen Basis ausgeführt werden. Sowohl die operationale Geschlossenheit des Journalismus als auch der Konstruktionscharakter medialer Realität erlauben eine aktions- oder handlungstheoretische Auflösung der Funktionsweise von Journalismus. Handlungen, verstanden als Handlungsmuster und nicht als realisierte Handlungen eines spezifischen Individuums zu einem Zeitpunkt Z^1 an einem Ort O^1 , können den Zusammenhang zwischen Mikro- und Makrostrukturen des Systems Journalismus herstellen. Denn die beobachtbaren Aktionen sind generativer Art, können also von einer zugrundeliegenden Struktur erzeugt werden. Handlungen haben dementsprechend *indexikalischen Charakter*, indem sie auf diese zugrundeliegenden Strukturen verweisen (vgl. Bucher 2000a, 250-259). Struktur eines Systems, Handlungsmuster als operative Möglichkeit und Handlungen eines Akteurs sind wechselseitig aufeinander bezogen.

Social actions are irreducibly events-in-a-social-order and they cannot therefore be adequately identified independently of the social order in which they are embedded. Neither, on the other hand, can the social order which is the site of those actions itself be identified independently of them. The particulars (the actions) and the pattern (the social setting/the social order) are inextricably connected, are mutually elaborative. (Sharrock/Button 1991, 158)

Die Vorteile der Ergänzung einer Systemtheorie durch eine Handlungstheorie für die Klärung von Qualitätsfragen liegen auf der Hand: Mit den Handlungsmustern ist eine Bezugsgröße gefunden, die es ermöglicht, Individualethik, Professionsethik und Institutionenethik zu integrieren: Zur Legitimierung von Handlungsmustern oder zur Rechtfertigung realisierter Handlungen liefern die drei ethischen Dimensionen verschiedene Typen von Argumenten, die sich in ihrer Reichweite zwar unterscheiden, funktional aber gleichberechtigt sind. Versteht man die drei Bezugsdimensionen im Sinne verschiedener Strukturebenen, auf denen sich die Operationen des Systems Journalismus abspielen, so können ihnen auch verschiedene Grundformen der Evaluierung zugeordnet werden:

- Die Evaluierung der Handlungsweise von Journalisten
- Die Evaluierung von Programmleistungen (z.B. den Nachrichtensendungen)
- Die Evaluierung von Organisationsformen (z.B. eine Redaktion, eine Recherchepraxis)

- Die Evaluierung eines Mediensystems hinsichtlich der Erfüllung der Basis- oder Primärfunktion

Das transzendente Argumentationsmuster zur Begründung von Normierungen lässt sich im Rahmen einer Theorie des journalistischen Handelns mit Hilfe des Commitment-Begriffs folgendermaßen formulieren: Wer journalistisch handelt, legt sich auf die Einhaltung bestimmter Prinzipien fest, ohne die journalistisches Handeln nicht möglich ist. Verstöße gegen diese Prinzipien gehören gewissermaßen zum Spiel, wie das Foul-Spiel zum Fußball gehört. Die Prinzipien haben den Charakter kontrafaktischer Unterstellungen, die schon deshalb in der Kommunikation mitlaufen müssen, damit Verstöße überhaupt als solche diagnostizierbar sind. In diesem Sinne sind diese Prinzipien transzendental.

Der einflussreichste Vorschlag, Prinzipien dieser Art zur Erklärung menschlicher Kommunikation heranzuziehen, stammt von Paul Grice, vorgetragen in einer Vorlesung im Jahre 1967, aber erst 1979 veröffentlicht. Auf der Basis der Annahme, dass der Zweck jeder Kommunikation im „maximal effektiven Informationsaustausch“ besteht (Grice 1979, 250), nimmt Grice als allgemeinstes Prinzip ein *Kooperationsprinzip* an, demzufolge jeder Kommunikationspartner seinen Beitrag so gestaltet, „wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs gerade verlangt wird“ (Grice 1979, 248). Dieses allgemeine Prinzip wird spezifiziert durch vier weitere Maximen: *die Maxime der Qualität*, derzufolge nichts gesagt werden soll, was nicht wahr ist oder wofür es keine Evidenz gibt; *die Maxime der Quantität*, derzufolge ein Kommunikationsbeitrag nicht informativer als nötig, aber auch nicht weniger informativ als nötig sein soll; *die Maxime der Relation*, die Grice nur mit dem Hinweis „sei relevant“ spezifiziert und *die Maxime der Modalität* („manner“), derzufolge ein Kommunikationsbeitrag nicht unklar und mehrdeutig, sondern kurz und geordnet sein soll (Grice 1979, 249-250). Es ist leicht erkennbar, dass diese Maximen auch für die Beurteilung journalistischen Handelns greifen (vgl. Bucher 1991, 10-18) und als Ausgangsbasis für die Begründung einer journalistischen Ethik genutzt werden können (Bucher 1999; Heringer 1990). Ganz unabhängig von welcher Definition der Primärfunktion des Journalismus ausgegangen wird, öffentliche Kommunikation setzt voraus, dass

- relevante Informationen
- ausreichende Informationen
- verlässliche und wahrhaftige Informationen
- verständliche Informationen
- bereit gestellt werden.

Dieses teleologische Begründungsmuster lässt sich für Medienkommunikation auf zwei weitere Maximen anwenden: Die bereitgestellte Information muss aktuell sein und sie muss eine gewisse – binnen- und außenplurale – Vielfalt auf-

weisen. Die genannten sechs Maximen bilden im Sinne der Griceschen Konzeption eine Art „Kommunikativer Imperativ“ ohne dessen Unterstellung öffentliche Kommunikation praktisch nicht möglich und begrifflich nicht bestimmbar wäre. Diese Werte laufen in der Medienkommunikation „per implicationem“ mit (Luhmann 1993, 18). Sie „gelten in der Kommunikationsweise der Unterstellung“ (ebenda). Habermas bestimmt den Charakter kommunikativer Prinzipien als „transzendente Nötigungen“, die als „vorgreifende Unterstellung eine Praxis (konstituieren), die ohne sie nicht funktionieren würde“ (Habermas 1991, 132/3).

Normen, Prinzipien, Qualitätsstandards werden genau dann thematisiert, wenn es zu Verstößen kommt und fungieren deshalb als „Reflexionsstop“ (Luhmann 1993, 19). Medienkritik zielt deshalb immer in zwei Richtungen: Sie analysiert den Einzelfall im Hinblick auf verletzte Prinzipien und sie thematisiert die entsprechenden Prinzipien hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit auf den vorliegenden Einzelfall.

Der Ansatz von Grice liefert eine Erklärung, wie die Selbststeuerung des Systems Kommunikation funktioniert: Sie funktioniert insofern, als alle Kommunikationsteilnehmer auf das genannte Set von Maximen festgelegt sind, die für Kommunikation konstitutiv ist. Durch die Einhaltung der Maximen aber auch durch die Kritik an Verstößen gegen sie, signalisieren sich die Kommunikationsteilnehmer wechselseitig deren generelle Verbindlichkeit und sichern so die Aufrechterhaltung der kommunikativen Ordnung (vgl. dazu auch: Luhmann 1984, 317-325). Der Status dieser Maximen ist nicht normativ oder deontologisch, sondern transzendental oder begrifflich: Der Begriff der Kommunikation ist ohne diese Maximen nicht sinnvoll verwendbar. Kommunikation bricht zusammen, wenn die Maximen außer Kraft gesetzt werden, wenn also systematisch gegen sie verstoßen wird. Die Griceschen Prinzipien können auch als „Funktionsnormen“ (Haller 1992, 206/7) aufgefasst werden: Während Haller das „Öffentlichmachen“ als Funktionsnorm des Journalismus definiert, gräbt Grice allerdings noch tiefer und klärt die Voraussetzungen, unter denen ein „Öffentlichmachen“ überhaupt nur funktionieren kann.

Dass Handlungen von Prinzipien geleitet sind, ist nicht in einem deterministischen Sinne zu verstehen, wie es in Parsons Handlungstheorie formuliert ist: „Das internalisierte Wertsystem wirkt als Kontrollmechanismus auf differenzierte Verhaltensprozesse – als Mechanismus, der relativ unabhängig von Veränderungen der Handlungssituation funktioniert, wenn er einmal fest verankert ist“ (Parsons 1967, 160). Die Diskussion der Griceschen Maximen hat gerade gezeigt, dass ihre Anwendung gar nicht unabhängig von der jeweiligen Kommunikationssituation analysierbar ist: Die Fragen, welche der Maximen gelten soll, wie Konflikte zwischen gleichzeitig anwendbaren Maximen geregelt werden sollen, oder

was als Befolgung einer Maxime gilt – also was beispielsweise relevant ist –, lassen sich jeweils nur im konkreten Fall beantworten. Der Gricesche Maximenapparat als eine kollektive, kontrafaktische Unterstellung weist genau diese Dynamik auf, die für eine kontextsensitive Anwendung der Prinzipien erforderlich ist. In dieser Hinsicht entsprechen sie dem dynamischen Wertbegriff, wie er von Luhmann verwendet wird. Er schlägt vor „Normen als Formeln für kontrafaktisches Erwarten aufzufassen, das heißt: für Verhaltenserwartungen, die sich durch faktisches Verhalten nicht irritieren lassen, sondern auch dann festgehalten werden, wenn sie enttäuscht werden“ (Luhmann 1993, 5). Luhmann sieht die Funktion von Werten darin, „in kommunikativen Situationen eine Orientierung des Handelns zu gewährleisten“, allerdings mit einem „Abwägungsvorbehalt, so dass erst im Einzelfall bestimmt werden kann, was zu ihrer Realisierung geschehen kann.“ Werte gleichen deshalb nicht feststehenden „Fixsternen, sondern eher Ballons, deren Hüllen man aufbewahrt, um sie bei Gelegenheit aufzublasen“ (Luhmann 1997, 341 f.).

4. Medienkritik als reflexive Praxis – ein Modell zur Selbstbeobachtung des Journalismus

Anlässe, die Luhmannschen Werte-Ballons steigen zu lassen, sind in der Regel die Medienskandale, die Störungen in der Medienkommunikation, die in der Medienkritik öffentlich thematisiert werden. Kern dieser medienkritischen Debatten sind einerseits konfligierende Sichtweisen medialer Angebote, andererseits Unverträglichkeiten zwischen den Normen und Standards, die zur Bewertung dieser Angebote herangezogen werden. Gegenüber der Medienkritik ist verschiedentlich die Kritik erhoben worden, dass sie immer zu spät komme, also erst dann, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen sei. „Nur vorzeitige Ethik-Debatten wären rechtzeitige Ethik-Debatten“, schlussfolgert Weischenberg (1998, 239). Diese Forderung geht insofern an der Realität vorbei, als Ethik-, Qualitäts- und Normierungsdebatten einen Referenz-Gegenstand brauchen, der auch konträr sein muss, damit eine Diskussion überhaupt in Gang kommt. „Über Wertkollisionen kann immer nur ad hoc entschieden werden, weil man die aus der Situation gewonnenen Anhaltspunkte zur Begründung der Wertabwägung braucht“ (Luhmann 1993, 21). Insofern ist die „Nachzeitigkeit“ nicht ein Defekt kommunikationsethischer Diskurse, sondern ihr logisches Merkmal. Was sollte denn Gegenstand der Medienkritik oder Gegenstand der Debatten von Qualitätsstandards und ethischen Prinzipien sein, wenn nicht ein Anlass vorliegt, bei dem bisher selbstverständliche Abläufe, Praktiken und Routinen außer Kraft gesetzt werden, also ein Normalitätsverstoß vorliegt? Insofern liegt eine andere Schlussfolgerung nahe: Medienkritik ist konstitutiv für Quali-

tät im Journalismus (vgl. Bucher 2000a; zur Übersicht über Ansätze der Medienkritik vgl. Bucher 1991).

Dafür gibt es gewichtige Gründe: Medienkritik ist eine Form der Selbststeuerung des Systems Journalismus, deren Koordinations- und Abstimmungsaufgaben umso erforderlicher werden, je ausdifferenzierter und komplexer das System Journalismus wird. Medienkritik kann unter einer konstruktivistischen Perspektive deshalb verstanden werden als „argumentative Selbstverständigung des Gesamtmediensystems über sich selbst“ oder als „Modus der Selbstbeobachtung der Medienteilsysteme“ (Schmidt 2000, 174; vgl. auch Weßler u.a. 1997). Paul Lazarsfeld hat bereits 1948 vorgeschlagen „to regularize and formulize the role of criticism in the management of mass media“ und Medienkritik als „sociology in everyday working clothes“ zu begreifen (Lazarsfeld 1948, 116 und 126). Die Transparenzleistung der Medienkritik besteht darin, dass sie die Medienwirklichkeit als solche erkennbar machen kann, den Journalismus selbst in seiner Beobachterrolle zeigt. Infolgedessen ordnet Schmidt die Medienkritik der Handlungsdimension „Verarbeiten“ zu, die neben den Handlungsdimensionen Produktion, Distribution und Rezeption das Mediensystem konstituieren. Die Verarbeitungsfunktion der Medienkritik wird umgesetzt in verschiedene Teilfunktionen wie beispielsweise die *informierende Servicefunktion* über Ereignisse im Mediensystem, die *Herstellung eines öffentlichen Diskurses* über bestimmte Medienangebote, die *Bewertung* von Medienangeboten, die *Rückmeldung* aus dem Rezeptionsbereich oder die *Problematisierung von Strukturen* des Mediensystems (vgl. dazu Schmidt 2000, 165). Diese Aufgaben an eine „Stiftung Medientest“ zu delegieren, wie Otfried Jarren das vorschlägt (Jarren 1997), würde gerade die Flexibilität dieses Selbststeuerungsinstrumentes einer Institutionalisierung opfern. Die Gefahr, dass Medienkritik – beispielsweise aus ökonomischen Interessen – strategisch funktionalisiert wird, ließe sich auch mit einer „Stiftung Medientest“ nicht vermeiden. Die Gegenstrategie ist in der Medienkritik selbst schon angelegt, die natürlich ebenfalls Gegenstand der Medienkritik werden kann. Medienkritik ist Kontrastmittel und Gegengift in einem: Sie deckt Normverstöße auf und hemmt dadurch ihre manipulierende Wirkung.

Hinsichtlich der Selbststeuerungsfunktion für den Journalismus ist die Medienkritik vergleichbar mit der Sprachkritik, deren konstitutive Leistung für die Herausbildung einer Sprachkultur und einer Optimierung der sprachlichen Verständigung seit langem ausführlich diskutiert wird (Mauthner 1982, (Orig 1923); Heringer 1982; Wimmer 1983). Sprachkritik wird hier als Gegenmodell zur Sprachlenkung und Sprachnormierung gesehen. Es gibt keinen Standpunkt außerhalb der Sprachpraxis, von dem aus festgelegt werden könnte, wie Sprache gebraucht werden soll. Sprachkritik kann nur innerhalb der sprachlichen Verständigung mit den Mitteln der Sprache ausgeübt werden. Auf den Journalismus

übertragen bedeutet dies, dass der Medienjournalismus, der Medienkritik öffentlich macht, als „Infrastrukturfaktor eine entscheidende Rolle bei der Sicherung journalistischer Qualität zukommt. (vgl. Ruß-Mohl / Fengler 2000). Medial kommunizierte Medienkritik eröffnet auch den Rezipienten die Möglichkeit der Teilhabe an diesen Debatten, um so die eigenen Standards zu überprüfen und eine kritische Kompetenz auszubilden. Zur Medienkritik gibt es – ebenso wie zur Sprachkritik – keine Alternative. Insofern ist es erstaunlich, dass Medienkritik als konstitutiver Bestandteil der Qualitätssicherung im Journalismus – und damit seiner Selbststeuerung – erst seit kurzem in systematischer Weise behandelt wird. (Weßler u.a. 1997; Ruß-Mohl / Fengler 2000; Fengler 2002).

Medienkritik und Sprachkritik haben eine grundsätzliche Reflexivität gemeinsam: Der Gegenstand der Kritik – also die Sprache oder die Medienkommunikation – ist zugleich das Mittel, mit dem Kritik ausgeübt wird. Der Sprachphilosoph Fritz Mauthner hat deshalb Sprachkritik als ein „Holzfeuer im hölzernen Ofen“ bezeichnet. Dieses Paradox ist auch im Falle der Medienkritik nicht auflösbar: Medienkritik muss, damit sie ihren Zweck erfüllt, selbst als Medienkommunikation öffentlich werden. Journalistische Leistungen werden dementsprechend mit journalistischen Mitteln analysiert. Medienjournalismus bleibt denselben Systembedingungen unterworfen wie der Journalismus, der kritisiert wird. Die Unauflösbarkeit dieses Paradox ist nur durch kritische Reflexion kompensierbar. Die Unterbrechung des Regresses, dass Medienkritik wiederum einer Medienkritik unterzogen wird und so fort, ist nur pragmatisch möglich: Der Reflexionszirkel wird dann abgebrochen, wenn keine Einwände mehr ins Spiel gebracht werden, also kommunikative Ruhe eingekehrt ist.

Formen der Selbstreferentialität, wie es die Medienkritik darstellt, bergen die Gefahr der Selbstvermarktung. Wenn das eigene Blatt, das eigene Programm thematisiert wird, kann Medienjournalismus umschlagen in journalistisch getarnte PR. Dann wird das Gegenteil dessen erreicht, was Medienkritik eigentlich leisten sollte: Statt Transparenz herzustellen, gerät das Vertrauen in die journalistische Unabhängigkeit in Gefahr. Es hängt entscheidend vom Publikum und seiner Kritik-Kompetenz ab, ob dann ein Selbststeuerungsmechanismus greift, demzufolge Vertrauen und Aufmerksamkeit in the long run höher gewichtet werden, als kurzfristige publizistische Erfolge. Vertrauen ist letztendlich die sine-qua-non-Bedingung für den Kommunikationserfolg des Journalismus, der mehr und mehr mit kommunikativen Risiken kalkulieren muss. In der komplexen Medienkommunikation ist Vertrauen das zentrale Mittel zur Reduktion von Komplexität und zur Kompensation der doppelten Kontingenz, die jeder Kommunikation anhaftet. Vertrauen aber lässt sich nicht erzwingen, Vertrauen wird gewährt. Eine Erfolgstrategie zum Aufbau von Vertrauen ist jedoch die Siche-

rung journalistischer Qualität durch Einhaltung der entsprechenden Standards (vgl. dazu Bucher/Jäckel 2002).

5. Qualität im Journalismus – zum Aufbau des Sammelbandes

Qualität im Journalismus ist offensichtlich ein extrem vielschichtiges Phänomen, und es ist eines, bei dessen Klärung eine ganz Reihe von Diskussionssträngen der Kommunikations- und Medienwissenschaft zusammenlaufen. Angesichts dieser Ausgangslage scheint einige der Mut verlassen zu haben, wie die immer wieder kolportierte Geschichte vom nicht festzunagelnden Pudding deutlich macht. Der vorliegende Sammelband setzt bei dieser Komplexität des Gegenstandes an und versucht sie mit verschiedenen Strategien zu reduzieren:

- mit der Wahl verschiedener Perspektiven, nämlich der kommunikations- und medienwissenschaftlichen, der medienethischen, der journalistischen und der Perspektive der evaluierenden Medienunternehmen;
- mit der Differenzierung der einzelnen Mediengattungen Hörfunk, Fernsehen, Print und Online;
- mit der Differenzierung der verschiedenen Absichten und Intentionen, die in der Debatte um journalistische Qualität eine Rolle spielen;
- mit der Differenzierung der Macher- und der Rezipientenperspektive;
- durch die Anwendung der verschiedenen wissenschaftlichen Ansätzen aus der Journalismusforschung;
- mit der Aufteilung des Forschungsfeldes in grundagentheoretische, anwendungsorientierte, historische und prinzipienorientierte Bereiche.

Der Band ist entsprechend dieser Differenzierungen aufgeteilt in einen Themenblock „*Grundlagen*“, einen Themenblock „*Dimensionen*“, in dem Beiträge zu finden sind, die die Brücke zwischen Theorie und Praxis herstellen, einen Themenblock „*Medienqualität und Mediengattungen*“, in dem der Begriff der Qualität nach Mediengattungen differenziert wird und den Themenblock „*Praxismodelle*“, in dem praktizierte Evaluierungsmodelle verschiedener Medienunternehmen vorgestellt werden.

Im ersten Themenblock „Grundlagen“ werden übergeordnete Fragestellungen behandelt, die das Thema „Qualität“ in journalismus-theoretische, historische, ethische und interkulturelle Zusammenhänge einordnen. *Jürgen Wilke* gibt einen historischen Abriss der Qualitätsdebatten seit der Entstehung periodischer Medien im frühen 17. Jahrhundert. Über die verschiedenen Entwicklungsphasen der Medien wie die Frühzeit der Presse, die Zeit der Aufklärung, die Zeit der Pressekontrolle und der Medienentfesselung im 19. Jahrhundert, die Etablie-

rung einer Journalistenausbildung in den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts, den Journalismus im Nationalsozialismus und die Neuorganisation der Presse nach 1945 wird gezeigt, dass journalistische Qualitätsstandards historisch veränderbar sind. Es wird aber auch deutlich, dass Normierungen in allen Entwicklungsstadien ein Zusammenspiel von journalismus-internen und externen politisch-weltanschaulichen Faktoren darstellen. Nach dem historischen Überblick klärt *Wolfgang Wunden* in seinem Beitrag den Zusammenhang von Ethik und Medienqualität, indem er beide Begriffe einer Klärung unterzieht. Es werden typologisch verschiedene Argumentationsmuster für eine journalistische Ethik diskutiert: induktive, die von der medialen Praxis ausgehen, und deduktive, die eine journalistische Ethik aus allgemeineren Prinzipien demokratischer Gesellschaft ableiten. Seine Klärung des Begriffs „Qualität“ zeigt Anschluss-Stellen für Journalismuskonzepte mit konstruktivistischer, systemtheoretischer oder diskurstheoretischer Ausrichtung.

Auf dem Hintergrund ihrer langen Erfahrung mit dem jährlichen Qualitäts-Monitoring zum Journalismus in Österreich, schlagen *Hans Heinz Fabris* und *Rudi Renger* eine Brücke zwischen medienethischen Fragestellungen und der praktischen Qualitätssicherung. Für die Legitimierung von Normen und Standards wird das diskursethische Verfahren von Habermas vorgeschlagen, für die Qualitätssicherungen greifen die beiden Autoren auf das Infrastrukturmodell von Ruß-Mohl zurück und konkretisieren es für den Journalismus in Österreich.

Welche Konsequenzen hat die Globalisierung der Medienkommunikation für den Qualitätsdiskurs im Journalismus? Dieser Frage geht *Barbara Thomaß* in ihrem Beitrag unter einer interkulturell-vergleichenden Perspektive nach. Neben der Begründung von globalen Standards wie Freiheit, Vielfalt, Identität und Medienzugang werden auch Strategien für die internationale Durchsetzung dieser Standards diskutiert.

Der zweite Teil des Sammelbandes befasst sich mit verschiedenen Dimensionen der Qualität im Journalismus, wobei jeweils Zusammenhänge zu spezifischen Aspekten des Journalismus hergestellt werden: zu seinen Strukturen, zu den redaktionellen Verfahren der Qualitätssicherung, zur Selbstbeobachtung des Journalismus in der Medienkritik und zum Qualitätsbewusstsein der Journalisten. *Klaus-Dieter Altmeyen* plädiert zur Klärung von Qualitätsfragen für eine Trennung zwischen Journalismus und Medien, wobei letztere um des Markterfolges willen Marketing betreiben dürfen, was für den Journalismus dysfunktional ist. Er kommt insofern zu dem Schluss, dass „das Problem journalistischer Qualität nicht die Strukturen des Journalismus sind, sondern diejenigen der Medien, in die Journalismus eingebettet ist“ (S. 130). *Vinzenz Wjss* setzt an den Redaktionsstrukturen an und geht von der These aus, „dass journalistische Qualitätssicherung eine Organisationsfunktion darstellt“ (S. 133). Das von ihm vor-

gestellte Total „Quality Management“ versteht er im Sinne einer selbstreflexiven Selbststeuerung des Journalismus. Sein Fazit hinsichtlich der Umsetzung dieses Konzeptes in die Praxis fällt aufgrund eigener Schweizer Befunde eher ernüchternd aus.

Während Wyss organisationsinterne Faktoren analysiert, befasst sich *Susanne Fengler* in ihrem Beitrag mit der Medienkritik als einer externen Form journalistischer Qualitätssicherung. Von Medienjournalisten geäußerte Kritik wird von ihr als wirkungsvollere Kontrollmechanismus deklariert, als Ethikkodizes, Presseräte oder Ombudsleute. Im Vergleich mit dem Medienjournalismus der USA werden aber auch die Probleme deutlich, denen Medienkritik im derzeitigen Journalismus ausgesetzt sind.

Ausgehend von einem Verständnis von Journalismus, das diesen in systemischen Zusammenhängen betrachtet ohne auf die Akteurskategorie zu verzichten, analysiert *Siegfried Weischenberg* journalistisches Qualitätsbewusstsein als „Set von Einstellungen, die Handlungsrelevanz besitzen (können)“. Unter Auswertung eigener und internationaler Befunde kommt er zu dem Ergebnis, das Journalisten über ein ausgeprägtes „journalistisches Leistungsbewusstsein“ verfügen und diagnostiziert Qualitätshindernisse dementsprechend in den Strukturen des Systems Journalismus: „Beim journalistischen Handeln gibt es eine Schiefelage zwischen Akteur und System, die zu Lasten der Qualität des Produktes geht“ (S. 179).

Der dritte Abschnitt „Medienqualität und Mediengattungen“ führt gattungsbezogene Differenzierungen des Qualitätsbegriffs ein, die bislang unberücksichtigt blieben.

Michael Haller leistet mit seinem Beitrag „Qualität und Benchmarking im Printjournalismus“ zweierlei: zum einen werden printspezifische Qualitätsstandards geklärt und zum anderen wird mit dem Benchmarking-Ansatz ein Verfahren zur Qualitätsmessung für den überregionalen Nachrichtenteil und den Lokalteil einer Zeitung vorgestellt. Die Beiträge „Qualität im Fernsehen“ (*Ralf Hohlfeld*) und „Qualität im Hörfunk“ (*Hans-Jürgen Bucher/Christof Barth*) stehen beide vor demselben Ausgangsproblem: der Multifunktionalität der beiden elektronischen Medien. Die Klärung von Qualitätsstandards ist demzufolge in beiden Beiträgen zugleich eine Art Phänomenologie des jeweiligen Mediums. Beiden Beiträgen gemeinsam ist auch ein Qualitätsbegriff jenseits der für die elektronischen Medien charakteristischen Quotenmessung. Ralf Hohlfeld beschließt seinen Beitrag mit einem methodischen Vorschlag zur Qualitätsforschung im Fernsehen. Hans-Jürgen Bucher und Christof Barth diskutieren übergeordnete und spezifische Qualitätsstandards für bestimmte Programmfunktionen des Hörfunks wie Unterhaltung und Information, und für Programmbausteine des Hörfunks wie Nachrichten, Musik, Hörerpartizipation

oder Moderation. Wie bei den beiden vorausgegangenen Beiträgen geht *Klaus Meier* für die Online-Medien ebenfalls von einem rezipientenorientierten Qualitätsbegriff aus. Er unterscheidet im Weiteren zwischen zwei Qualitätsdimensionen: den auf redaktionelles Handeln bezogenen Qualitäten und den Produktqualitäten. Er betont allerdings den engen Zusammenhang zwischen den beiden Dimensionen und konstatiert auch für den Online-Journalismus: „Der Wert und die Qualität von Information steht und fällt mit der Qualität des Herstellungsprozesses“ (S. 266).

Der vierte Abschnitt des Sammelbandes präsentiert Modelle der Qualitätssicherung aus der Praxis und zwar differenziert nach unterschiedlichen Mediengattungen. *Michael Buß* stellt das „ProgrammQualitätsVerfahren“ (PQV) vor, das vom SWR praktiziert wird und sich durch folgende Besonderheiten auszeichnet: Es ist mediengattungsübergreifend, es ist prozessorientiert, es integriert übergeordnete Zielvorgaben aus dem SWR-Staatsvertrag und es ist als kooperatives Verfahren angelegt, in das die jeweiligen Redaktionen integriert sind. *Heinrich Anker* stellt in seinem Beitrag Grundlagen und Anwendung der Qualitätssicherung im Schweizer Radio DRS vor. Die Qualitätsstandards für ein Hörfunkprogramm begründet er über ein Menschenbild, also mittels eines deontologischen Argumentationsmusters. Er zeigt dabei, dass medienwissenschaftliche Wirkungs- und Rezeptionstheorien ebenso wie bestimmte publizistische Programmphilosophien implizit bestimmte Menschenbilder voraussetzen. Die Leitgrößen des Schweizer Radio DRS, nämlich „aktuell“, „publikumsnah“ und „vernetzt“ werden auf ein ganzheitliches Menschenbild zurückgeführt. Das Programm-Controlling des WDR für dessen Fernsehprogramm, das *Miriam Teibert* vorstellt, basiert auf einem Drei-Säulenmodell aus Akzeptanz, Kosten und Qualität. Diese Parameter werden jeweils unabhängig durch verschiedene Verfahrensweisen erhoben und auch als getrennte Befunde im Controlling ausgewertet, ohne auf übergreifende Kennziffern umgerechnet zu werden. Wie im Falle des SWR-Modells werden auch beim WDR die Redaktionen in das Controlling einbezogen: in Zielvereinbarungsgesprächen werden die Standards für Akzeptanz, Kosten und Qualität festgelegt, in den Abschlussdiskussionen werden die Monitoring-Befunde für Maßnahmen zur Qualitätssteigerung ausgewertet. *Daniel Perrin* stellt ein zweijähriges Forschungs- und Evaluierungsprojekt vor, das er bei der Schweizer Tageszeitung „Tages-Anzeiger“ als Schreib-Coach durchgeführt hat, mit dem Ziel einer Optimierung der Textqualität. Während in den anderen vorgestellten Evaluierungsmodellen die Produktanalyse für Rückschlüsse auf den journalistischen Produktionsprozess genutzt werden, wird der Produktionsprozess – in Form des Schreibprozesses am Bildschirm – von Daniel Perrin selbst zum Gegenstand der Forschung gemacht. Ausgangspunkt der verschiedenen Coaching-Verfahren ist eine edv-gestützte digitale Dokumentation

des Schreibprozesses am Bildschirm – die sogenannte Progressionsanalyse –, die Aufschluss geben kann über den Schreibverlauf, die Schreibschwierigkeiten und die Schreibstrategien einzelner Redakteure und Redakteurinnen. Für die Online-Ausgabe der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, dem FAZ.NET, bestimmt *Frank Gaube* Qualitätssicherung „als Instrument zur Einhaltung des Markenversprechens unter Berücksichtigung und vorteilhaften Variation der mediumspezifischen Gesetzmäßigkeiten“. Am Beispiel des FAZ.NET wird ein integratives Modell der Qualitätssicherung beschrieben, das in die redaktionellen Abläufe integriert ist. Es umfasst als normative Orientierungsvorgaben ein „Stilbuch“ und einen „redaktionellen Kodex“, auf der Ebene der Ablaufsteuerung wird auf Team-Arbeit an Themenkomplexen, das Vieraugenprinzip, und eine Cross-Media-Konzeption gesetzt, die die verschiedenen Gattungsangebote der FAZ – Zeitung, Radio, TV und Online – vergleichend in den Blick nimmt.

„Qualitätsjournalismus braucht immer starke Verlage, die sich diesen Journalismus auch leisten wollen“, stellte Peter Glotz angesichts der Zeitungskrise 2002/03 in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau fest (Frankfurter Rundschau vom 12.03.03). Man könnte dem Sammelband gegenüber einwenden, dass dieser ökonomische „Infrastrukturfaktor“ nicht explizit in einem eigenen Beitrag thematisiert ist. Die Spannungsfelder journalistischer Qualität, die in diesem Sammelband behandelt werden, umfassen jedoch auch die Frage, welche Qualität sich Journalismus leisten kann und muss. Allerdings – und das zeigt auch die Zeitungskrise 2002/03 – ist für jede Kritik an publizistischen Medienentwicklungen ein Begriff von „Qualität im Journalismus“ konstitutiv.

Literatur

- Baum, Achim/Scholl, Armin 2000: Wahrheit und Wirklichkeit. Was kann die Journalismusforschung zur journalistischen Ethik beitragen? In: Schicha, Christian /Brosda, Carsten (Hg.): Medienethik zwischen Theorie und Praxis. Normen für die Kommunikationsgesellschaft. Münster, 90-108.
- Bonfadelli, Heinz 2002: Medieninhaltsforschung, Konstanz.
- Boventer, Hermann (Hg.) 1988: Medien und Moral. Ungeschriebene Regeln des Journalismus, Konstanz.
- Boventer, Hermann 1992: Der Journalist in Platons Höhle. Zur Kritik des Konstruktivismus. In: *Communicatio Socialis*, Heft 2, 157-167.
- Bucher, Hans-Jürgen 1991: Pressekritik und Informationspolitik: Zur Theorie und Praxis einer linguistischen Medienkritik. In: Bucher, Hans-Jürgen/Straßner, Erich: *Mediensprache Medienkommunikation Medienkritik*, Tübingen, 3-109.
- Bucher, Hans-Jürgen 1999: Sprachwissenschaftliche Methoden der Medienanalyse. In: Leonhard, Joachim-Felix /Ludwig, Hans-Werner/ Schwarze, Dietrich /Straßner, Erich (Hg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*, Berlin, New York, 213-231.
- Bucher, Hans-Jürgen 2000a: Journalismus als kommunikatives Handeln. Grundlagen einer handlungstheoretischen Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*, Wiesbaden, 245-273.
- Bucher, Hans-Jürgen 2000b: Publizistische Qualität im Internet. Rezeptionsforschung für die Praxis. In: Altmeyden, Klaus-Dieter/Bucher, Hans-Jürgen/Löffelholz, Martin (Hg.): *Online-Journalismus. Perspektiven für Wissenschaft und Praxis*, Wiesbaden, 153-172.
- Bucher, Hans-Jürgen/Jäckel, Michael (Hg.) 2002: Die Kommunikationsqualität von E-Business-Plattformen. Empirische Untersuchungen zu Usability und Vertrauen von Online-angeboten, (Schriftenreihe E-Business Vol. 1), Trier.
- Fabris, Hans Heinz 1997: Hoher Standard. Qualität und Qualitätssicherung im Journalismus. In: Renger, Rudi/Siegert, Gabriele: *Kommunikationswelten. Wissenschaftliche Perspektiven zur Medien- und Informationsgesellschaft*, Wien, 69-91.
- Fabris, Hans Heinz 2000: Vielfältige Qualität. In: Löffelholz, Martin: *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*, Wiesbaden, 363-374.
- Fengler, Susanne 2002: *Medienjournalismus in den USA*, Konstanz.
- Goffman, Erving 1973: *Interaktion: Spass am Spiel/Rollendistanz*, München
- Grice, Herbert Paul 1979: Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt, 243-265.
- Habermas, Jürgen 1991: *Erläuterungen zur Diskursethik*, Frankfurt.
- Haller, Michael 1992: Die Journalisten und der Ethikbedarf. In: Haller, Michael/Holzhey, Helmut (Hg.): *Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus*, Opladen, 196-211.

- Held, Barbara/Russ-Mohl, Stephan (Hg.) 2000: Qualität durch Kommunikation sichern. Vom Qualitätsmanagement zur Qualitätskultur. Erfahrungsberichte aus Industrie, Dienstleistung und Medienwirtschaft, FAZ-Institut, Frankfurt.
- Heringer, Hans Jürgen (Hg.) 1982: Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik, Tübingen.
- Heringer, Hans Jürgen 1990: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“. Politik, Sprache, Moral, München.
- Jarren, Ortfried 1997: Macht und Ohnmacht der Medienkritik – oder: Können Schwache Stärke erlangen? Medienkritik und medienpolitische Kommunikation als Netzwerk. In: Weßler, Hartmut/Matzen, Christiane/Jarren, Ortfried//Hasebrink, Uwe (Hg.): Perspektiven der Medienkritik. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit öffentlicher Kommunikation in der Mediengesellschaft. Dieter Roß zum 60. Geburtstag, Opladen, 307-328.
- Karmasin, Matthias 2000: Eine (Sonder-)Ethik für den Medienjournalismus. In: Ruß-Mohl, Stephan/Fengler, Susanne (Hg.): Medien auf der Bühne der Medien. Zur Zukunft von Medienjournalismus und Medien-PR, Berlin, 193-211.
- Lazarsfeld, Paul F. 1948: The role of criticism in the management of mass media. In: Journalism Quarterly Vol. 25, No.2 , 115-126.
- Leschke, Rainer 2002: Medienethik. In: Rusch, Gebhard (Hg.): Einführung in die Medienwissenschaft. Konzeptionen, Theorien, Methoden, Anwendungen, Wiesbaden, 208-226.
- Löffelholz, Martin (Hg.) 2000: Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Wiesbaden.
- Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M..
- Luhmann, Niklas 1993: Gibt es in unserer Gesellschaft noch unverzichtbare Normen? Heidelberg.
- Luhmann, Niklas 1995: Die Realität der Massenmedien, Opladen.
- Luhmann, Niklas 1996: Die Realität der Massenmedien, 2. erw. Aufl., Wiesbaden.
- Luhmann, Niklas 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde, Frankfurt a.M..
- Mauthner, Fritz 1982 (1923): Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 3 Bde, Frankfurt a.M., Berlin, Wien.
- Parsons, Talcott 1967: Einige Grundzüge der allgemeinen Theorie des Handelns. In: Hartmann, Heinz (Hg.): Moderne amerikanische Soziologie. Neue Beiträge zur soziologischen Theorie, Stuttgart, 153-171.
- Rühl, Manfred/Saxer, Ulrich 1981: 25 Jahre Deutscher Presserat. Ein Anlass für Überlegungen zu einer kommunikationswissenschaftlich fundierten Ethik des Journalismus und der Massenmedien. In: Publizistik, 26. Jg., Heft 4, 471-507.
- Rühl, Manfred 1980: Journalismus und Gesellschaft: Bestandsaufnahme und Theorieentwurf, Mainz.
- Ruß-Mohl, Stephan/Fengler, Susanne (Hg.) 2000: Medien auf der Bühne der Medien. Zur Zukunft von Medienjournalismus und Medien-PR, Berlin.
- Ruß-Mohl, Stephan 1994: Der I-Faktor. Qualitätssicherung im amerikanischen Journalismus Modell für Europa? Zürich.

- Sallet, Friedrich 1848: Ueber Publicistik. In: Sallet, Friedrich (Hg.): Prosaische Schriften. Mit einem Vorwort von Theodor Paur. Sämtliche Schriften, 5. Band, Breslau, 572-586.
- Saxer, Ulrich 1992: „Thesen zur Kritik des Konstruktivismus“. In: *Communicatio Socialis* 25, Heft 2, 178-183.
- Saxer, Ulrich 1997. Kommunikationsforschung und Kommunikatoren. Konstitutionsprobleme einer publizistikwissenschaftlichen Teildisziplin. In: Bentele, Günter/Haller, Michael (Hg.): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure-Strukturen-Veränderungen, Konstanz, 39-54.
- Saxer, Ulrich 2000: Zur Journalismus-Qualitätsdiskussion. In: Held, Barbara/Russ-Mohl, Stephan (Hg.): Qualität durch Kommunikation sichern. Vom Qualitätsmanagement zur Qualitätskultur. Erfahrungsberichte aus Industrie, Dienstleistung und Medienwirtschaft, FAZ-Institut, Frankfurt, 188-215.
- Schmidt, Siegfried J. 2000: Kalte Faszination. Medien, Kultur, Wissenschaft in der Mediengesellschaft, Weilerswist.
- Scholl, Armin; Weischenberg, Siegfried 1998: Journalismus in der Gesellschaft : Theorie, Methodologie und Empirie. Wiesbaden.
- Sharrock, Wes/Button, Graham 1991: The social actor: social action in real time. In: Button, Graham (Hg.): *Ethnomethodology and the human science*, Cambridge u.a., 137-176.
- Thomaß, Barbara 2000: Von Aristoteles zu Habermas. Theorien zur Ethik des Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*, Wiesbaden, 351-362.
- Tuchman, Gaye 1972: Objectivity as strategic ritual: An examination of newsmen's notion of objectivity. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 77, No 4, 660-679.
- Wehner, Josef 2000: Wie die Gesellschaft sich als Gesellschaft sieht - elektronische Medien in systemtheoretischer Perspektive. In: Neumann-Braun, Klaus/Müller-Doohm, Stephan (Hg.): *Medien- und Kommunikationssoziologie. Eine in zentrale Begriffe und Theorien*, Weinheim, München, 93-122.
- Weischenberg, Siegfried 1992a: *Journalistik 1. Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen*, Opladen.
- Weischenberg, Siegfried 1992b: „Die Verantwortung des Beobachters. Moderne Medienethik aus der Perspektive einer konstruktivistischen Systemtheorie.“ In: *Rundfunk und Fernsehen* 4, 507-527.
- Weischenberg, Siegfried 1994: Journalismus als soziales System. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried, J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen, 427-454.
- Weischenberg, Siegfried 1995: *Journalistik 2. Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure*, Opladen.
- Weischenberg, Siegfried 1998. *Medienethik*. In: Pieper, Annemarie/Thurnherr, Urs. (Hg.): *Angewandte Ethik. Eine Einführung*, München, 219-241.
- Weßler, Hartmut/Matzen, Christiane/Jarren, Ortfried /Hasebrink, Uwe (Hg.) 1997: *Perspektiven der Medienkritik. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit öffentlicher Kommunikation in der Mediengesellschaft. Dieter Roß zum 60. Geburtstag*, Opladen.

Wimmer, Rainer 1983: Sprachkritik und reflektierter Sprachgebrauch. In: Sprache und Literatur, 1 / 1983, 3-14.